Ins Leben! [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573800

Nutzungsbedingungen

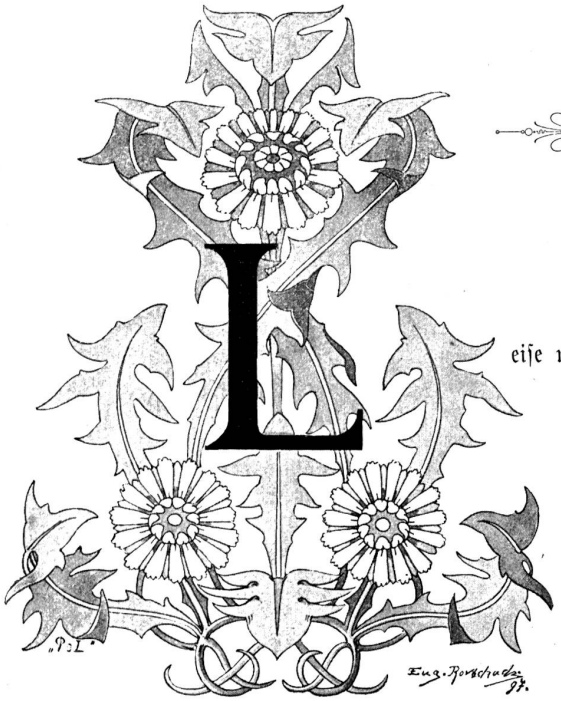
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Ins Leben!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

(Siebente Fortsetzung).

Vierzehntes Kapitel.

Leise war Verena in das Krankenzimmer getreten, in dem eine barmherzige Schwester die Nachtwache hielt. Der Vater lag schweratmend im Schlummer. Lange stand die Tochter am Fußende seines Bettes und sah mit brennenden Augen auf den todmatten Schläfer, den sie nicht wecken durfte. Endlich gab ihr die Diakonissin ein Zeichen, denn der Kranke bewegte sich und Verena floh aus dem Zimmer, damit er sie nicht gewahr werde. Jungfer Beerli gieng ihr nicht mehr von der Seite.

Die Nacht war ihnen in Qual und Unruhe vergangen. Im Park rauschte ein leichter Wind in den Bäumen, und als es Morgen wurde, lärmten Sperlinge und Finken vor den Fenstern. Konrad und Verena saßen in dem Zimmer des Erdgeschosses, wo das Klavier stand. Der Kastanienbaum streckte seine rosenroten Blütenkerzen bis an die Scheiben, und eine sanfte Dämmerung herrschte in dem Raum.

„Ich war bei Lienharts, Verena. Frau Lienhart fragte zwar zuerst nach Hans, dann aber hatte sie nur Gedanken für dich. Sie wird bald hier sein."

„Wann werde ich Papa sehen dürfen?" fragte sie.

„Gleich, mein Lieb. Herr Lienhart hat mir versprochen, ihn vorzubereiten. Du weißt, er ist ganz klar seit gestern Morgen. Die Entzündung ist zurückgegangen."

„Ja, so sagte man mir, aber — nicht wahr, es ist ein aber dabei."

Ihre Stimme bebte und sie ergriff Konrads Hand.

„Es ist eins dabei. Ich darf es dir nicht verschweigen."

„Ah, ich verstehe."

Verena weinte nicht, sondern blickte still vor sich hin. Bläuliche Schatten umgaben ihre Augen. Als sie einen Sonnenstrahl über das Klavier huschen und die Stäubchen darin auf- und niedertanzen sah, sagte sie tonlos: „Ich werde ihm nicht mehr vorspielen."

Draußen wurden Schritte laut. Es war Herr Lienhart, der soeben ins Haus trat. Konrad hatte sich erhoben und gieng ihm entgegen. Der Vater Hansens begrüßte ihn und schritt dann auf Verena zu, die verstört aus ihrem Sinnen auffuhr.

„Da bist du ja, mein liebes Kind. Aber nein, ich darf dich nicht mehr Kind nennen."

Und sie ließ es geschehn, daß er die Hände auf ihre Schultern legte und sie liebreich an sich zog. Leise aber entgegnete sie:

„Kein Kind mehr, Herr Lienhart. Ich fürchte, es wird so kommen."

„Das steht nicht bei uns. Ich weiß, was du meinst, aber ich denke mir, daß du doch noch dankbar sein kannst, wenn du deinem guten Vater das erzählen darfst."

Und er wies auf Konrad, der schweigend bei Seite stand. Die Antwort blieb aus, nur ein Blick traf ihn, groß und voll, viel Schmerz obenauf und ganz in der Tiefe ein stilles Glück. Da beugte sich Lienhart und küßte sie leicht auf die Stirn.

„Du hast mir zwar meinen Hans nicht mitgebracht, der sonst so lenksam war, aber vielleicht ist es besser so. Der Professor muß vorbereitet werden. Der Arzt wird gleich kommen, und dann will ich mich mit ihm verständigen."

„Lassen Sie mich zu meinem Papa," stammelte sie, und aus der Tiefe, in der Lienhart das Glück hatte leuchten sehen, stiegen zwei Thränen empor und verzitterten in den langen, blonden Wimpern. Der alte Herr that, als sähe er sie nicht und wandte sich an Konrad. Verena schlich aus dem Zimmer und die Treppe hinauf. Die oberste Stufe knarrte laut, wie immer. Deshalb blieb sie stehen und lauschte, ob sich drüben im Schlafgemach des Vaters nichts regte. Im Vorzimmer saß Jungfer Beerli, bereit, der Schwester ihre Hülfe anzubieten. Verena sah durch das Schlüsselloch ihr übernächtiges Gesicht. Das Geräusch eines festen Schrittes, der auf den Steinplatten vor dem Hause ertönte, ließ sie aufschrecken. Der Arzt war's. Da flog sie die Treppe hinunter und ihm entgegen.

„Ah, Fräulein Groll! Gut, daß Sie da sind. Ihr Herr Vater wird sich gewiß sehr freuen. Ich will jetzt nach ihm sehen. Nur Mut, Fräulein, Sie sind ja ein tapferes Mädchen."

Verena wollte eine Frage an ihn richten, aber die Sprache versagte ihr. In diesem Augenblick öffnete Herr Lienhart die Thüre der Wohnstube und bat den Arzt einzutreten. Die Thüre schloß sich hinter den Männern, und Verena war allein. Ihre Kniee zitterten. Jetzt fiel ihr auch der fremde, scharfe Salmiakgeruch auf, der im ganzen Hause herrschte. Sie setzte sich auf die Treppenstufen und wartete.

Bald darauf kehrte Dr. Disser zurück, begleitet von Lienhart und Konrad. Er sagte:

„Kommen Sie nur gleich mit, Lienhart, Sie können oben warten. Der Patient wird Sie schon sehen dürfen." Dann wandte er sich zu Verena und fuhr fort:

„Wenn unser alter Freund Ihren Herrn Papa vorbereitet hat, ist es an Ihnen. Sie haben ja so Gutes zu erzählen. Aber seien Sie tapfer. Es muß ganz ruhig zugehen. Und jetzt Fräulein, gehen Sie hinein. Ihr Verlobter bleibt bei Ihnen."

Aber sie antwortete:

„Bitte, lassen Sie mich, ich will hier warten."

Die beiden Herren stiegen die Treppe hinauf. Oben wurden Thüren bewegt. Dann war es wieder still.

Konrad versuchte Verena aufzurichten:

„Komm' Verena, komm' mit mir."

Sie faßte seine Rechte mit beiden Händen, sah zu ihm auf und erwiderte leise:

„Laß mich hier sitzen, Konrad. Aber bleib' du bei mir."

Das klang so traurig, daß er keine Antwort darauf fand. Ihre kalte Wange an seine Hand gelehnt, die sie fest umklammert hielt, saß sie regungslos, und er stand neben ihr und achtete auf jedes Geräusch und auf ihren Atem.

Professor Groll lag zwischen Schlaf und Wachen, als der Arzt eintrat. Die Diakonissin sprach laut mit dem Doktor, so daß es der Kranke hören konnte, und auf die Frage, wie die Nacht gewesen sei, antwortete sie mit einem aufmunternden Lächeln, das dem Professor galt: „Recht gut, Herr Doktor, wir haben geschlafen. Das Fieber ist lange nicht mehr so heftig."

Aber ihre Augen drückten sich anders aus, und der Arzt setzte sich neben das Bett und faßte mit leisem Griff wie unabsichtlich die Hand des Patienten. Der Professor lag still. Das Antlitz war weiß mit einem seltsamen ins Bläuliche spielenden Schimmer, der Bart hatte sich bereits eingestellt. Sein schwaches Auge heftete sich auf den Arzt. Es war kein Pulsschlag zu fühlen, und erst die Anwendung des Stethoskops verriet den flatternden, verfallenen Herzschlag. Nach einer Weile sagte Dr. Disser, indem er sich aufrichtete und ein zufriedenes Lächeln um seine Mundwinkel legte:

„Mit der Entzündung wären wir fertig, lieber Professor. Und die Kräfte werden schon wieder kommen."

Aber die Schwester fieng den Blick auf, den er ihr zuwarf, als er das Höhrrohr auseinander schraubte und gieng leise an das Fenster, wo sie sich hinter die Vorhänge zurückzog.

Der Arzt hatte sich wieder des Handgelenkes des Kranken bemächtigt und fuhr fort:

„Wenn Sie nur erst wieder wissen, daß alles gut geht, dann macht sich das. Wie fühlen Sie sich?"

„Müde," antwortete der Professor und hob langsam die magere Hand, um nach der Brille zu tasten, die er von den Augen gefallen glaubte.

„Ich weiß, die schlechten Augen," beruhigte ihn der Arzt. „Aber Sie erkennen ja doch alles. Da ist auch Lienhart, der möchte Ihnen guten Morgen sagen. Wenn Sie mir versprechen, hübsch ruhig zu bleiben, auch wenn er Ihnen etwas Angenehmes mitteilen sollte, dann darf er eintreten."

Das Auge des Kranken belebte sich, und er erwiderte mit klangloser, aber deutlicher Stimme:

„Ja, ich will ihn sehen."

Disser erhob sich, nachdem er noch einmal den Finger auf die Pulsader gelegt hatte, die jetzt fühlbar, in unregelmäßiger, zitternder Bewegung war.

Im Arbeitszimmer des Professors, das dem Schlafgemach als Vorzimmer diente, warteten Lienhart und das Fräulein.

„Wie geht's? Haben Sie Hoffnung?" flüsterte Jungfer Beerli und ergriff den Arzt am Arm. Dieser schloß vorsichtig die Thüre hinter sich und erwiderte dann:

„Wie ich voraussah. Der Kräfteverfall und die Herzschwäche sind derart vorgeschritten, daß nichts mehr zu hoffen ist. Er wird einschlafen."

Die alte Dame trat zurück, ohne ein Wort zu erwidern. Den Blick auf das Bild von Verena heftend, schien sie alles andere zu vergessen. Nur ihre Lippen zuckten verräterisch. Lienhart lehnte sich erschüttert an den Schreibtisch und drückte einen Augenblick die Hand auf die Augen. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust und zugleich ließ er die Hand sinken und fragte:

„Kann ich zu ihm?"

„Gehen Sie nur, machen Sie's kurz und gut, damit die Kinder ihn noch finden. Ich bleibe hier."

Und er nahm seine Instrumententasche aus dem Ueberrock und gieng in die Fensternische, um die Aetherspritze zu richten.

Lienhart zauderte noch einen Augenblick, dann hob

er sich in den Schultern, murmelte „in Gottes Namen" und öffnete die Thüre zu dem Zimmer des Kranken.

Die Diakonissin hatte die Musselinevorhänge zurückgeschlagen, und der helle Frühlingstag drang herein. Groll lag mit geschlossenen Augen und hob die Lider erst, als sich Lienhart über ihn beugte.

„Guten Tag lieber Professor. Geht es Ihnen besser?"

Ein ironisches Lächeln zuckte um den eingefallenen Mund: „Es geht ja immer besser, wenn es schlechter wird mit uns."

Die Stimme war hart und trocken, aber in den Augen flackerte das Leben, und als Lienhart sich setzte und auf den schönen, frischen Tag weisend sprach: „Lassen Sie nur den Frühling machen und die Freude," da antwortete der Kranke nicht, sondern bewegte unruhig den Kopf und hob ihn endlich mit Anstrengung aus dem Kissen.

„Was ist Ihnen?" fragte Lienhart, und auch die Schwester trat näher.

Der Professor heftete die Augen auf die Thüre und flüsterte:

„Ist sie da?"

Einen Augenblick schwieg Lienhart und sah fragend auf die Diakonissin, doch diese machte ihm ein Zeichen der Ermutigung, und da räusperte er sich und sagte mit gleichgültiger Stimme:

„Gewiß, Verena ist da. Wollen Sie sie sehen?"

Der Kopf des Kranken sank zurück, aber eine zitternde Bewegung lief über sein Antlitz und er sprach „Ja". Und dann fuhren seine Hände unruhig über die Decke und er murmelte:

„Erst meine Brille."

Die Brille lag auf dem Nachttisch unter Mixturen und Fläschchen. Lienhart setzte sie ihm auf. Die Gläser schienen größer geworden, und sie hielt nicht mehr recht. Aber die Augen waren weit geöffnet und glänzten. Als sei ihm neue Kraft zugeflossen, sprach er:

„Es ist gut so, alles so schön hell. Lassen Sie sie eintreten."

„Sie ist nicht allein gekommen, lieber Freund, raten sie wer?"

Der Professor besann sich und sagte dann zögernd und unruhig:

„Hans?"

Lienhart unterdrückte eine Regung der Verlegenheit und entgegnete:

„Sie wissen ja, wer bei Fräulein Beerli wohnt. Ja, Konrad Salzmann und natürlich auch die Tante."

Die Augen hinter der Brille blickten so fragend, daß Lienhart sich ihnen zu entziehen suchte. Eine magere Hand tastete nach der seinen, und die Lippen des Kranken flüsterten:

„Alle sind gekommen. Ich verstehe."

Man widersprach ihm nicht, und es war wieder still im Zimmer. Endlich fuhr Groll fort:

„Aber Konrad Salzmann, warum der? Verena, wo ist Verena?"

Die letzten Worte rief er so laut, daß sie bis ins Vorzimmer drangen, und ehe Lienhart die Thüre erreicht hatte, öffnete sie sich und Verena stand auf der Schwelle. Sie lächelte. Es war ein herzzerreißendes Lächeln und that Lienhart weh. Und auch der Vater glaubte heucheln zu müssen, auch er versuchte zu lächeln und zu scherzen:

„Du hast also nicht sein können ohne deinen Papa."

Da lag das Mädchen plötzlich vor ihm, preßte das Antlitz an sein rauhes Kinn und antwortete:

„Nein, ich habe nicht sein können. Mein lieber, lieber Papa."

Sie hielt ihn umklammert, und er streichelte mit zaghafter Hand ihr blondes Haar, während seine Augen in Thränen schwammen.

Lienhart war ins Arbeitszimmer getreten, wo Jungfer Beerli stand und nur auf den Ruf wartete, an das Bett eilen zu dürfen. Konrad hatte die Arme auf das Büchergestell gestützt und die Stirn gegen die Bücher gelehnt, um sein Gesicht zu verbergen. Das Herz schlug ihm wie ein Hammer in der Brust, und jeder Ton, jedes Geräusch drang tausendfach verstärkt in seine Ohren.

„Er wird noch einmal aufflackern. Da, sehen Sie," flüsterte der Arzt und deutete auf den Kranken. Zu gleicher Zeit zog er die Uhr und warf einen Blick darauf.

Vater und Tochter sprachen miteinander. Seine Augen sogen sich an ihr fest, und er ließ sie erzählen von ihrer Sorge um ihn und sie plauderte, vom Augenblick in Sicherheit eingewiegt:

„Jetzt wirst du bald gesund werden. Du bist ja so ruhig, siehst so zufrieden aus. Und ich bleibe bei dir. Du kannst ja doch nicht ohne mich sein und bist nur krank geworden, weil ich nicht bei dir war."

Er trank ihre Worte, und das Lächeln grub sich in die schlaffen Mundwinkel, als könnte es nicht mehr daraus verschwinden.

Auf einmal aber wurde sein Blick starr und sein Gesicht schien schmäler zu werden. Es war nur ein Augenblick, aber Verena sah es und rief:

„Papa, was ist dir, Papa?"

Die Schwester trat schnell herzu, und der Arzt eilte herbei. Jungfer Beerli ergriff Verena bei der Hand und zog sie vom Bett zurück. Niemand sprach, eine Zeit lang waren Diakonissin und Doktor sehr geschäftig, dann flüsterte der Kranke:

„Gut, lassen Sie nur. Wo ist?"

Der Arzt ließ ihn in die Kissen gleiten. Jetzt standen alle an seinem Bett, Verena, Konrad, Lienhart und Jungfer Beerli. Eine Weile wanderte sein Blick unstät von einem zum andern, bis er auf dem alten Fräulein haften blieb und er mit Anstrengung sagte:

„Nun, Agnes, du bist ja bei ihr."

Agnes nickte, aber sie brachte kein Wort über die Lippen, und um ihm doch ein Zeichen zu geben, schlang sie die Arme um das Mädchen, das reglos neben ihr stand und die Augen unverwandt auf das erblichene Gesicht des Vaters gerichtet hielt. Konrad wollte reden, aber er wagte es nicht, bis Lienhart sich über Groll beugte und sagte:

„Verena hat noch einen Beschützer gefunden fürs Leben, Konrad Salzmann."

Und jetzt fand auch Konrad Worte.

„Ja, lieber Herr Professor, ich will ihr Schutz sein, wenn Sie mir sie geben wollen. Darum bin ich gekommen."

„Darum?" stieß er mühsam hervor. Dann schlossen sich seine Augen, und schon gerieten alle in Bewegung, als er sie wieder aufschlug und über die Brille hinweg, die nun gänzlich auf die Nasenspitze heruntergerutscht war, ihnen ins Gesicht schauend, mit einer starken Stimme rief:

„Verena, Verena, mein Liebling!"

Konrad und Verena waren vor dem Bett in die Kniee gesunken und dicht nebeneinander sah er ihre Häupter. Seine Hand irrte von einem zum andern.

Bald darauf fieng er an zu phantasieren, und der Arzt wies alle aus dem Zimmer. Dann sank der Professor in einen Zustand zwischen Schlaf und Wachen. Dr. Disser blieb noch zwei Stunden an seinem Bett. Es kamen Augenblicke, in denen sich der Herzschlag hob und der Kranke ruhig lag mit tiefergehendem Atem. Eine leichte Besserung schien eingetreten zu sein. Als der Arzt sich entfernte, sagte er zu den Männern:

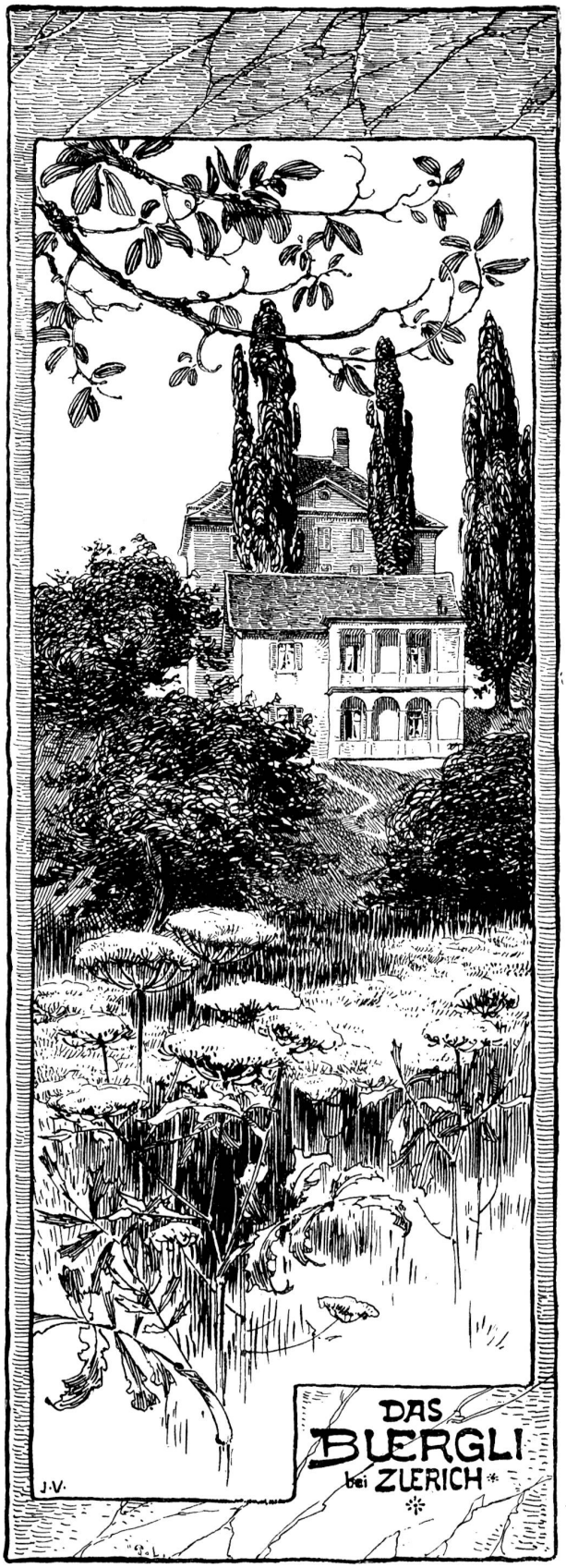
„Ich komme gegen Abend wieder."

Weiter nichts.

Der Nachmittag verlief ruhig, die Schlaftrunkenheit hielt an. Frau Lienhart war gekommen und hatte Verena, die totenblaß aussah, bewogen, ein wenig in den Garten zu gehen. Konrad gieng mit, aber sie schritten nur dicht um das Haus herum, bereit, jeden Augenblick hinauf zu eilen. Da schrillte eine Glocke auf der Landstraße, und gleich darauf sprang ein Postbote vor dem Thore vom Rad. Ein Eilbrief aus Zürich an den Professor. Sie trugen ihn hinein und froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, stiegen sie die Treppe hinauf. Im Arbeitszimmer saßen die übrigen.

„Ein Brief von Hans", sagte Konrad.

Lienhart öffnete ihn. Ein Blatt Papier fiel heraus,



Das Bürgli bei Zürich. Originalzeichnung von J. Vetterli, Zürich.

auf dem ein Gedicht stand, mit ungleichmäßiger Schrift geschrieben. Der Vater wollte es lesen, aber er stockte nach der ersten Strophe und sagte mit bewegter Stimme:

„Es ist nicht für uns."

Gerade trat die Schwester ein und berichtete, daß der Kranke erwacht und bei Besinnung sei. Er wolle die Kinder sehen. Sie begaben sich zu ihm. Das Fenster war wieder geöffnet, und die Abendsonne fiel, vom Baumwerk sanft abgeschwächt, in das Zimmer. Professor Groll trug jetzt keine Brille mehr, aber seine Augen waren weit offen, als wäre seine Kurzsichtigkeit gehoben. Nach den langen, bangen Stunden waren alle ruhiger und gefaßter. Der Sterbende lag mit einem heiteren Schein auf den Zügen und sprach zuweilen ein abgebrochenes Wort. Lange Gedankenreihen schienen sich ungeordnet und schemenhaft in ihm abzuwickeln. Auf einmal fiel der Name Hans von seinen Lippen. Da bückte sich Konrad und sagte:

„Hans hat geschrieben. Einen Brief mit einem Gedicht an dich, Vater."

„Ein Gedicht?" Seine Augen suchten. Da zeigte ihm Konrad das Schreiben und er blickte auf das Papier und murmelte:

„Lest es mir vor."

Konrad las, aber niemand wußte genau, was er sprach, und auch Professor Groll hörte wohl kaum alles, was auf dem Papier stand. Nur das Wort „Leben" schien er erfaßt zu haben, denn er sagte auf einmal, nach einem Schweigen:

„Das Leben, das liebe Leben."

Und dann blickte er Verena an und flüsterte:

„Du gehst ins Leben."

Darauf verfiel er in einen traumartigen, hindämmernden Zustand. So fand ihn der Arzt. Als die Abendkühle hereindrang, hörte der Herzschlag auf, dann schwieg auch der Atem. Niemand hatte geweint, Verena und Konrad hielten seine Hände umfaßt, der Arzt hatte ihm die Hand auf die Stirn gelegt. So ist er eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt in Heft 18).

Die Holbein-Medaille

zu **Hans Holbeins des jüngern** 400. Geburtstag

geschaffen von dem Ciseleur Hans Frei, dem Meister der Pestalozzi- und der Bubenberg-Denkmünzen, zeigt auf der einen Seite den Kopf Holbeins nach dem Selbstporträt im Basler Museum, auf der andern den von Landsknechten gehaltenen Baslerschild nach einem Holbeinschen Scheibenrisse (Basler Museum).

(Sie kostet in Bronze Fr. 10. —, in Silber Fr. 20. —, hat 4,5 Centimeter im Durchmesser und ist zu haben in Basel bei Herrn R. Reich, Buchhändler, sowie in der Holbein-Ausstellung im Museum).